

Dr. Klaus Liebscher

In den 1960er Jahren bin ich in die damals kleine Genossenschaftliche Zentralbank eingetreten, die im Schatten der beiden Großen gestanden ist, der CA und Länderbank. In der damaligen Zeit hat unter Helmut Klauhs als Generaldirektor eine beachtliche Entwicklung im Raiffeisensektor stattgefunden und ich war Teil davon. Ich habe es geschätzt, weil ich mit Klauhs einen idealen Chef hatte, der mir eine lange Leine ließ. Das war herrlich für mich. Die RZB hatte Ende der 1960er Jahre eine Bilanz von acht Milliarden Schilling, das sind heute rd. 550 Millionen Euro. Jetzt hat sie eine Bilanz von 130 Milliarden Euro, allein daran sieht man, was sich in diesen fast 50 Jahren getan hat. Außerdem hatten wir damals in unserem Sektor einen Riesen-Aufholbedarf. Wir waren ein kleiner Fisch, aber wir wollten immer der Hecht im Karpfenteich sein und das ist uns auch gelungen.

Wir hatten damals ein klassisches Geschäftsmodell, hier die Geldeinlagen, dort die Kredite. Aufholbedarf bestand vor allem im Großkunden- und im Wertpapiergeschäft. Für Letzteres war ich zuständig. Ich habe erlebt, wie das Hedging gekommen ist und zwar in einer Form der klassischen geschäftsbezogenen Absicherung. Wir hatten damals im Ausland tätige Firmen, die sich gegen Kursveränderungen des US-Dollars oder des Schweizer Franken absichern wollten. Das ist das klassische Grundprinzip des Hedgings.

Emissionsgeschäft

Damals hat es Wochen gedauert, bis es zu einer Wertpapier -Emission gekommen ist. Da gab es die verschiedenen Offerings, die alle wochenlange Vorbereitungen hatten. Mittlerweile geschieht das in Minuten. Auch das hab ich noch erlebt. Da gab es einen Anruf „es ist ein Zeitfenster offen, ihr könnt mit Libor minus oder einem kleinen Plus emittieren, wollt ihr das?“ Die Innovationsfähigkeit des Bankensektors war das, was mich am meisten interessiert hat, eigentlich begeistert hat. Aber in der Finanzmarktkrise 2008 sind die negativen Auswirkungen dieses Erfindungsreichtums zum Ausdruck gekommen. Man war zu erfinderisch. Am Schluss sind Produkte zum Einsatz gekommen, von denen ich annehme, dass nicht einmal der Erzeuger diese Produkte verstanden hat, geschweige denn der Investor, der diese Produkte kaufen sollte. Zum Beispiel viele dieser sonderbaren structured credit products, die aus den USA gekommen sind. Niemand hat wirklich gewusst, was eigentlich drinsteckt. Dennoch, der innovative Bankensektor hat maßgeblich dazu beigetragen, dass die heimische Wirtschaft sich weiterentwickeln konnte. Das ist die große Leistung.

Ich erinnere mich noch, wie wir bei Raiffeisen in das Wertpapiergeschäft eingestiegen sind. Da war die Herald Tribune unsere einzige Informationsquelle über Amerika, über die New York Stock Exchange. Das war in den 1960er Jahren und die Herald Tribune hat es nicht jeden Tag gegeben. Dann bekamen wir den Stock Master, das war eine Sensation. Da sind wir mit großen Augen vor diesem Kasterl gestanden, das die Kurse angezeigt hat. Es gab auch noch kein Telex und kein Fax. Die Broker saßen größtenteils in Amerika, nicht in Europa. Wenn ich mit denen telefonieren wollte, musste ich das drei bis vier Stunden vorher anmelden, um eine Leitung zu bekommen. Wir haben auch Briefe geschrieben, das war das Schönste. So ein Brief brauchte fünf Tage nach Amerika, dort wurde er fünf Tage lang bearbeitet und kam erst fünf Tage später bei uns an. Drei Wochen hast du das Thema nicht am Tisch gehabt.

Dann ist das Fax gekommen, die Sensation war ja, dass man mehr oder weniger zeitgleich die Information am Tisch hatte. Jeder war tiefst beeindruckt, so ein Fax, wurde gesagt, das musst du sofort beantworten, denn das muss ja irrsinnig wichtig sein. Dann kam die Email.

Wir hatten 1973 als GZB unsere erste 25 Millionen Dollar-Emission gemacht, das war für uns ein Riesending, ein Meilenstein. Ich erinnere mich: ich saß mit einem Kollegen in London bei den Anwälten und wir sind den Anleiheprospekt durchgegangen. Das sind Dinge, die heute undenkbar sind.

Wir haben ja damals wahnsinnig viel gelernt, weil uns nichts vorgegeben war. Ein junger Mitarbeiter, der heute in einer Bank beginnt, sieht ja heute gar nicht, was dahinter steckt, der sitzt nur vor dem Computer. Wir haben damals in der Börse in der Wipplingerstraße Anleihen gehandelt, unter anderen die Trans Austrian Pipeline. Die war als einzige in Wien in Dollar denominated. Wir haben jedenfalls einen Auftrag über ca. 7.000 Nominale bekommen und dann stellt sich heraus: die haben vergessen oder gar nicht bemerkt, dass es sich hier um US-Dollar handelt und nicht um Schilling. Ich musste damals zum Herrn Popp gehen, das war der Sensal für diese Anleihe, und es ist mir schließlich doch gelungen, aus diesem Deal wieder rauszukommen. Denn das wäre ein Batzen-Verlust für die Raiffeisenbank bzw. deren Kunden geworden.

Notenbank

Es gibt einen gravierenden Unterschied zwischen Kommerz- und Notenbankern. Das Kommerzbankengeschäft ist daran interessiert, auf Gewinn zu arbeiten, weil sie Verantwortung für das ihnen von den Eigentümern anvertraute Geld haben. Eine Notenbank hat kein Kommerzgeschäft, aber viele Aufsichtsfunktionen und hat makroökonomische Ziele zu verfolgen. Ein Beispiel: Ende der 1980er Jahre haben die Deutschen die Mindestreserven spürbar gelockert. Ich war als Generaldirektor der RZB ein massiver Verfechter dieses Kurses auch für Österreich, weil ich darin einen Wettbewerbsnachteil gegenüber den Deutschen gesehen habe. Ich bin aber auf beinartigen Widerstand der Notenbank gestoßen. Am ersten Juni 1995 wurde ich Präsident der Nationalbank und habe voll verstanden, warum eine Senkung der Mindestreserven völlig falsch wäre und habe die Mindestreserven mit aller Kraft verteidigt. Jemand Berühmter hat einmal gesagt „das Sein bestimmt das Bewusstsein“. Das ist richtig, es kommt immer darauf an, auf welcher Seite des Tisches du sitzt.

Notenbank

Erstes Ziel einer Notenbank muss immer die Geldwertstabilität sein. Und zwar sowohl nach innen als auch nach außen. Nach innen heißt, niedrige Inflation und nach außen heißt: stabile Währungsverhältnisse. In Österreich war das interessante Phänomen, dass wir in den früheren Nationalbankgesetzen keine Unabhängigkeit garantiert hatten. Aber jede Regierung hat die Unabhängigkeit berücksichtigt. Das heißt: Unabhängigkeit war in Österreich ein ungeschriebenes Gesetz. Es stand die Preisstabilität schon in den alten Notenbankgesetzen als Aufgabe drin, aber dass wir dabei unabhängig sein dürften oder sollten, das stand nicht drin. Ich kann mich an keine Einflussnahme der Politik erinnern. Natürlich gab es immer wieder Wünsche, aber im Endergebnis hat die österreichische Politik die unabhängige Entscheidung der Notenbank immer respektiert. Das war in anderen Ländern nichts so. In Frankreich, zum Beispiel, war diese Unabhängigkeit nicht gegeben. Im Grunde gab es diese Unabhängigkeit nur in der Schweiz, in Deutschland, in Holland und in Österreich – explizit oder implizit.

Es war auch enorm wichtig, ab den 1950er Jahren die Sozialpartner als Aktionäre der Nationalbank zu haben. 50 Prozent der Anteile hielt die Republik, der Rest hat sich verteilt auf Arbeiterkammer, ÖGB, Wirtschaftskammer, Landwirtschaftskammer, Bankensektor, Versicherungen. Das gesellschaftspolitische Spektrum des Landes war dadurch abgebildet, das war auch für die Hartwährungspolitik ein ganz essenzieller Faktor. Die breite Einbindung aller gesellschaftspolitischen Kräfte war dafür Voraussetzung. Am Ende der 1970er Jahren hat es Inflationsraten in Höhe von 7 bis 8 Prozent gegeben, das war eine schwierige Aufgabe, da ist auch der Limes eingeführt worden, um das Kreditvolumen zu beschränken. Heute im Euroraum gibt es eine gemeinsame Geldpolitik, was natürlich wesentlich mehr Herausforderungen bringt. Jetzt gibt es eine gemeinschaftliche Geldpolitik, auf die Unterschiede zwischen Irland, Spanien oder Österreich kann keine Rücksicht mehr genommen werden. Darum war damals, also zu Beginn der Währungsunion, unser dringender Wunsch, dass alle ihre Hausaufgaben nach wie vor machen müssen. Denn die Italiener zum Beispiel, die haben seinerzeit einfach abgewertet und dadurch ihre Probleme exportiert.

Was heute fehlt, ist teilweise das Verständnis, dass jedes Land seine eigenen Hausaufgaben machen muss, es muss Preisstabilität durch eine vernünftige Lohn- und Einkommenspolitik angestrebt werden. Österreich hat sich auch vorher schon dadurch ausgezeichnet, dass unsere Gewerkschaften zwar immer ihrer Rolle nachgekommen sind, aber auch immer staatspolitisch gedacht und keine exzessiven Forderungen gestellt haben. Dadurch hatten wir niedrige Lohnstückkosten und eine wettbewerbsfähige Wirtschaft.

Das Honolulu-Abkommen, von dem habe ich nur gehört. Demnach ging es um Salärfragen und proporzmäßige Besetzungen in der Notenbank. Am Rande einer Weltbanktagung in Honolulu ist das besprochen worden. Es hat dann als „Honolulu-Abkommen“ Eingang in die österreichische Realpolitik gefunden. Diese Absprachen waren nicht für die Öffentlichkeit bestimmt, es wäre nicht Österreich, hätte es so etwas nicht gegeben.

Osteuropa

Die GZB, so hat die RZB bis 1988 geheißen, hat versucht, mit den führenden Banken mitzuhalten. Also mussten wir auch im Ausland präsent sein und über entsprechende Partnerschaften verfügen. Auch in Asien, da war ich sehr dahinter. Wir etablierten dann eine Repräsentanz in Singapur und Hongkong, auch London und New York waren dabei. Natürlich waren wir immer im Schatten der großen zwei, aber wir waren sehr dynamisch unterwegs. Wir waren klein, aber sehr rasch. Bei den Großbanken musste immer die gesamte Hierarchie durchlaufen werden, bis eine Entscheidung gefallen ist. Das war bei uns leichter. Wir hatten eine flache Hierarchie, haben am selben Tag z.B. ein Dokumenten-Akkreditiv beschlossen. Das hätte in der CA oder in der Länderbank vielleicht noch zwei bis drei Tage länger gedauert.

GD Treichl sen. hat ja damals in einem Beitrag im Bankarchiv sinngemäß geschrieben „die Wall Street ist ja auch nichtmehr, was sie einmal war, seit die Genossenschafter mit ihren Golserern durch die Wall Street gehen.“

Während sich meine Kollegen darüber furchtbar geärgert haben, habe ich das positiv gesehen. Schließlich wurden wir wahrgenommen. Wir hatten aber ein Problem: Durch den Dreistufenaufbau war die RZB immer in der Luft hängend. Das primäre Geschäft haben die Banken draußen gemacht, dann gab es die Landeszentralen und ganz darüber waren wir. Wir mussten immer aufpassen, wem wir gerade auf die Zehen steigen. 1988/89 hatten wir, aufgrund der Zinsentwicklung, enorme Liquiditäts- und Ertragsprobleme gehabt. Wir mussten also eine neue Strategie überlegen und haben Booz Allen Hamilton als Berater hinzugezogen. Gemeinsam erarbeiteten wir, dass wir aus Österreich raus mussten. Genau in diese Zeit ist der Fall des Eisernen Vorhangs gefallen, daher war unsere Devise „go east“. Wir gaben das Privatkundengeschäft auf, haben es an Raiffeisen Wien übertragen und haben uns auf die Großindustrie und auf Osteuropa konzentriert. Wir hatten bereits in den 1980er Jahren in Ungarn die Mehrheitsbeteiligung an einer Bank erworben. In Zentral- und Osteuropa war nach dem Fall des Eisernen Vorhangs ein riesiger Aufholbedarf, also wurde das bewusst unser Zukunftsmarkt. Die Finanzindustrie hat den umgekehrten Weg der früheren Devise „follow the customer“ gewählt. Wir waren vorher dort, die österreichische Wirtschaft ist dann erst gekommen. Wir haben uns also über den erweiterten Heimmarkt definiert und positioniert. Die große dynamische Entwicklung wurde unter Stepic umgesetzt, der sich mit Verve und Elan der Expansion angenommen hat. Ich wurde 1995 in die Nationalbank bestellt. Ende der 1990er Jahre war bald auch klar, dass die EU erweitert wird. 2004 sind zehn und 2007 zwei weitere Länder zur EU gekommen. Das war für die Expansion der österreichischen Wirtschaft ein wichtiges Element. Dadurch hatte man eine gewisse Absicherung.

Gutgläubige Ostexpansion?

Warnungen zur Ostexpansion gab es erst nach Ausbruch der Finanzkrise, Ende 2008, Anfang 2009. Ich war immer positiv eingestellt für die Osterweiterung, weil mich die Idee des erweiterten Heimmarktes so fasziniert hatte. 50 bis 60 Prozent der Erträge kamen aus diesem Raum und nicht mehr aus dem Inlandsgeschäft. Entscheidend war aber die

Heimbasis. Raiffeisen, Erste und Bank Austria hatten einen sehr soliden Heimmarkt mit ausreichender Liquiditätsversorgung. Daher schienen sie abgesichert für die Expansion nach Osten. Natürlich gab es dort am Anfang enorme Unkenntnis, die Österreicher haben mit ihrem banktechnischen Know-how den Leuten Sicherheit gebracht. Auf der anderen Seite waren sie technisch ganz weit hinten. So hatten wir zB in der ungarischen Bank einen Ausfall der EDV Anlage, und man wusste nicht, wie man das Problem lösen sollte. Da musste ein Techniker aus Österreich ausrücken, der hat innerhalb einer Viertelstunde das Problem behoben. In Wirklichkeit war nur der Stecker nicht angesteckt. Mein Fazit: Österreichs Banken haben in diesem Raum zur Finanzmarktstabilität beigetragen, aber auch zur makroökonomischen Stabilität. Und mit ihren Finanzierungen auch zum wirtschaftlichen Aufschwung. Da wurde viel Positives für die Länder gemacht.

Fremdwährungskredite

Diese Finanzierungen waren auch in Österreich problematisch. In meiner Ära in der Nationalbank hatten wir Gespräche mit dem IWF aus Sorge über die Fremdwährungskredite in Franken oder Euro. Immer wieder luden wir die Banken zu Gesprächen ein und diese Finanzierungen zum Thema gemacht. Offensichtlich ist das nicht auf offene Ohren gestoßen.

Ende der 1990er, Anfang der 2000er Jahre wurden plötzlich Kreditnehmern Finanzierungen in Schweizer Franken angeboten mit niedrigeren Zinsen als im Euroraum. Wir hatten Phasen, wo der Eurokreditanteil Österreichs im gesamten Eurogebiet bei drei Prozent gelegen ist. Das entsprach auch in etwa unserer wirtschaftlichen Stärke. Der Anteil Österreichs an Fremdwährungskrediten im Euroraum aber ist damals bei 30 Prozent gelegen. Ich habe meinen deutschen Kollegen Tietmeyer damit konfrontiert und ihn gefragt, ob das in Deutschland auch so ausgeprägt sei. Er hat aber gemeint, das sei kein Thema, nur in kleinen Teilen Süddeutschlands. Wir haben als Nationalbank versucht, das einzubremsen, konnten aber nur mahnen. Wir hatten sonst kein Instrumentarium, wir waren mit unseren Mahnungen aber alleine. Wir konnten das nicht abstellen. Erst viele Jahre später konnte das durch Notenbank und FMA verboten werden.

Dieses Phänomen ist dann von Österreich auf den Osten Europas übergeschwappt. Viele Banken waren skeptisch, mussten sich dem Kundenwunsch aber beugen, schließlich hätten sie ihre Kunden an andere Banken verloren, die sehr wohl Franken-, Euro-, oder Yen-Kredite angeboten hatten. Sogar die Tschechenkrone ist ein Thema geworden, im Waldviertel gab es Banken, die solche Kredite angeboten haben. Aber das war nur eine marginale Episode.

Konsolidierung in Österreich

Der Konsolidierungsdruck hat in den 1980er Jahren, anfangs der 1990er Jahre stark zugenommen. Die jeweiligen Finanzminister hatten damals schon –unterstützt von der Nationalbank – immer wieder die Bankenchefs zu sich eingeladen und eindringlich auf die wirtschaftlichen Ergebnisse hingewiesen. Österreichs Banken waren damals im internationalen Vergleich ertragsmäßig im letzten Drittel. Der Effekt war aber nicht sehr groß. Als ich in den Raiffeisensektor eingetreten bin, gab es 1.600 Raiffeisenbanken im Land, heute sind es unter 500. Es gab Gespräche, bei denen ich auch dabei war, wo wir überlegt hatten, Raiffeisen und ÖVAG zusammenzulegen. Das ist aber am Widerstand beider Seiten gescheitert. Oder erinnern wir uns an den großen Wirbel, als die Bank Austria die CA übernommen hat.

Es gab anfangs Interesse einer Schweizer Bank, die CA zu übernehmen. Dann hat Christian Konrad gemeint „warum ist das nicht für uns auch ein Thema?“. Retrospektiv meine ich, dass die Vorbereitung raiffeisenintern zu rasch gegangen ist und zu oberflächlich war. Es fehlte an den entsprechenden, für Österreich typischen „Vorfühlgesprächen“. Es gab damals aus der Ecke SPÖ, aber auch ÖVP und aus dem CA-Aufsichtsrat massive Widerstände gegen einen Einstieg Raiffeisens. Es hätte damals strategisch vielleicht Sinn gemacht, den sehr starken Industriebereich der CA mit dem nicht so starken, aber liquiditätsmäßig und

einlagenmäßig starken Raiffeisensektor zusammenzuführen. Nur innenpolitisch war das nicht durchsetzbar. Es gab Gespräche mit dem Finanzminister, da war ich dabei, das war aber schon in einer Phase, wo es Richtung Ablehnung gegangen ist. Wir haben die Probleme mit der einstufigen CA und dem dreistufigen Raiffeisensektor natürlich auch gesehen, aber was wir damals wollten, war eine österreichische Lösung. Auch die Erste hat sich dann mit einem Konsortium für die CA interessiert, das hat aber alles zu lange gedauert. Ich kenne auch nicht die Interessenslagen, die es dort gab. Die 17 Milliarden Schilling, die schließlich die Bank Austria für die CA bezahlt hat, die waren ein äußerst günstiger Preis.

Bankenaufsicht

Bis in die 1990er Jahre hatte das Finanzministerium die Bankenaufsicht, und bediente sich immer der Nationalbank. Dann wurde Grassler Finanzminister und die internationale Entwicklung lief in Richtung unabhängige eigene Finanzaufsicht. Das begann zuerst in London. Die Idee ist gewachsen, bei uns auch so eine Behörde zu etablieren. Präsident Wala und ich haben massiv interveniert für eine Bankenaufsicht ausschließlich durch die Nationalbank. Grassler hat mit dem deutschen Finanzminister Eichel Kontakt aufgenommen, die eine eigene Behörde namens Bafin gegründet hatten. Dort war also auch nicht die Bundesbank zuständig. Wir sind da kaum durchgekommen, haben aber erreicht, dass auch wir, gemeinsam mit der neuen FMA (Finanzmarktaufsicht), mit der Bankenaufsicht betraut wurden. Am Anfang gab es natürlich Rivalitäten, da wurden Claims abgesteckt, es war schwierig, gemeinsame Teams zu bilden. Die Nationalbank war immer Fact Finder und die FMA der Decision Maker, also z.B. Konzessionserteilungen sind immer durch die FMA gegangen, nie durch die Nationalbank. Grassler wollte die FMA ursprünglich seinem Ministerium unterstellen, aber wir haben ihm deutlich gesagt „das geht so nicht, das wäre ein internationaler Reputationsverlust für Österreich, die FMA muss weisungsfrei sein.“ Mit Beginn 2008 ist eine Änderung gelungen, wonach die ausschließliche Bankenprüfung bei der Nationalbank liegt. Wir sind für die Finanzmarktstabilität zuständig, wir bekamen im Nationalbankgesetz den so genannten Stabilitätsauftrag dazu. Wir sind aber nach wie vor über Auftrag der FMA tätig, die FMA sagt „ihr überprüft diese oder jene Bank“ und wir tun das. Und zwar ohne Mitarbeiter der FMA. Das funktioniert sehr gut.

Das Problem wird überlagert vom Megathema Hypo. Alles wird jetzt diskutiert mit der Weisheit des Rückblicks. Aber 2004 war nicht vorhersehbar, dass das so explodieren wird, weil auch nicht vorhersehbar war, dass eine Finanzmarktkrise eintreten wird. Es mussten ja auch in Deutschland Banken verstaatlicht werden. Umgekehrt wiederum gehen viele Leute für den Schuherzeuger Staudinger im Waldviertel auf die Barrikaden. Na, wenn der das Geld seiner Gläubiger aber nicht zahlen könnte, dann würden alle fragen „wo war eigentlich die Bankenaufsicht?“

Eine Aufsicht ist dazu da zu prüfen, ob das Geschäft systemisch ordentlich betrieben wird. Es gibt einen Vorstand, eine interne Revision, einen Aufsichtsrat, einen Wirtschaftsprüfer, also alle notwendigen Organe. Und dann kommt erst die Bankenaufsicht, aber die prüft nicht jeden Kredit, sondern z.B. Fragen nach dem Risikomanagement. In welcher Form man das Risiko eingeht, das ist keine Frage der Bankenaufsicht, sondern des Vorstands und des Aufsichtsrats. Zur Hypo : Was die Aufsicht damals gesetzlich konnte und durfte, das hat sie erfüllt.

Es hat sich in letzter Zeit auch viel Positives getan. Wir durften zum Beispiel anfangs der 2000er Jahre keine Auslandstöchter der Hypo prüfen. Das ist heute zum Glück anders, jetzt gibt es gemeinsame Prüfungen mit den Aufsichtsbehörden vor Ort.

Ein Makel der Vergangenheit war der fehlende internationale Austausch. Es haben die Amerikaner nicht gewusst, was ihre Banken in Europa machen und die Europäer nicht, was ihre Banken in Amerika machen.

Gut aufgestellt?

In Österreich muss man zwischen den Big Names und den dahinter stehenden Organisationen trennen. Wenn ich Erste und Raiffeisenbank International ansehe, sind sie

durch ihre internationalen Aktivitäten in die Auslage gekommen. Das war teuer, aber über die Jahre gesehen dennoch profitabel. Aber wenn ich die Raiffeisen-Landesbanken nehme, die Primärbanken, aber auch andere, wie die Drei-Banken-Gruppe (Oberbank & Co), regionale Sparkassen oder Volksbanken, die sind alle in Ordnung. Das Imageproblem österreichischer Banken ist schon durch die Big Names hervorgerufen. Die sind aber nicht in einem Zustand, dass sie echte große Probleme haben. Ich glaube, dass der heimische Bankensektor in Ordnung ist, die Probleme sind überwunden. Auch der Hauptaktionär der Bank Austria ist stark genug, die Probleme zu überwinden. Die vielfache internationale Kritik an den Banken ist auch ein Wettbewerbsthema, weil die österreichischen Banken in Osteuropa schon sehr stark sind.

Regulierung und Zukunft

Die verschärfte Regulierung ist unbedingt notwendig. Man muss nur aufpassen, dass die regulatorischen Vorschriften für die Banken nicht überzogen werden. Ich glaube auch, dass die Banken unter der enormen regulatorischen Fülle leiden. Für ein kleineres Institut mit harmlosen Geschäftsbereichen ist das sicher ein Kostenfaktor. Vielleicht sollte man jetzt einmal eine Pause einlegen und sehen, wie diese Regularien wirken. In Österreich haben wir mit der Banken-Sonderabgabe einen politisch gewollten negativen Zusatzeffekt. Hier zahlen die Banken eine Milliarde an diversen Abgaben, aber sie verdienen nur eine Milliarde. Wenn die Eigenkapitalquoten noch höher werden, wird es ein Problem geben. Nicht so sehr heute, denn ich höre, dass die Nachfrage nach Krediten schwach ist. Die Banken müssen auf was weiß ich für Sicherheiten zurückgreifen, um ihre Eigenkapitalvorschriften erfüllen zu können. Oder sie sagen „für diesen Kredit müsste ich viel mehr Eigenkapital unterlegen, ich gebe also keinen.“ Wenn die Konjunktur anspringt, dann werden viele Firmen investieren wollen. Hoffentlich springt durch die Steuerreform auch der Konsum an. Dann kann es ein Problem bei der Kreditversorgung geben.

Zweitens: was machen wir, wenn das Zinsniveau wieder steigt, wenn die Inflationsrate wieder ansteigt und die Nachfrage zunimmt. Dann zahlt man wieder sechs, sieben Prozent Zinsen für einen Kredit. Da sehe ich Probleme auf uns zukommen.

Die Zukunft Europas

Ich glaube, wir müssen das Positive in Europa, was sich da entwickelt hat, sehen und schätzen. Das ist nicht einfach, aber der europäische Weg der Integration, des Zusammenwachsens, ist die einzige Chance des Kontinents, um gegenüber den Giganten China und USA nicht einfach unterzugehen. Denn da ist Deutschland mit seinen 80 Millionen Einwohnern keine Größe, und wir mit acht Millionen schon gar nicht. Meine Sorge ist, dass der Nationalismus wächst, nicht nur im rechtsextremen Sinn, sondern das nationalstaatliche Denken kommt wieder hervor. Bis vor zehn, 15 Jahren hatte ich den Eindruck, alle seien beseelt von der Idee des gemeinsamen Europa. Jetzt aber habe ich das Gefühl, jeder sucht sich die Rosinen heraus, aber der unwichtige Rest, der soll gemeinsam gemacht werden. Daher bin ich ein großer Anhänger der Fiskalunion und für mehr Macht für die EU-Kommission. Denn gerade die Kleinen profitieren davon mehr als die Großen. Die richten es sich so und so. Wir sind in einer Schicksalsgemeinschaft und da müssen sich alle nach gemeinsamen Zielen orientieren. Ich vertrete in dieser Frage allerdings eine Minderheitenmeinung. Es kann nicht sein, dass das Pensionsantrittsalter in einem Land bei 68 Jahren liegt, aber im anderen bei 58. Ich verstehe natürlich Politiker, die meinen, „ich lasse mir das nicht vorschreiben.“ Ich glaube, es braucht ein Mehr an Koordination und auch an Sanktionen.

Die Währungsunion ist für mich vorbildlich, da gibt es nur einen Zinssatz für alle.